

Leseprobe aus:

**Jan Böttcher**

# Das Lied vom Tun und Lassen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Sie war früher zurückgekehrt als die anderen. Am dritten Tag der Sommerferien stand Clarissa Winterhof in meiner Küche, ich versuchte gerade ein Marmeladenglas zu öffnen, Kirsche aus dem letzten Jahr, der Deckel hatte sich festgefressen. Als ich zu ihr aufblickte, senkte sich bereits die Hand, mit der sie mich begrüßt hatte. Ihr Gesicht war von der Fahrt erhitzt, darunter gebräunt, gesund. Ob ich Hilfe bräuchte, fragte sie.

Das Mädchen war durch die Bauerndiele ins Haus gekommen, jeder konnte dort hinein, ich schloss nie ab. In einer fernen Zeit hatten Pferde ihre Köpfe aus der großen Tür gestreckt, und der vollbeladene Transporter, den ich vor etwa einer Stunde in der Diele geparkt hatte, erinnerte daran, dass hier früher die Ernte eingefahren worden war.

Clarissas Fahrrad lehnte im Licht, vorn am Gartenzaun. Sie bestieg die Ladefläche des Transporters, konnte die Werkbänke nicht anheben, kein Stück, natürlich nicht. Sie sprang ab, ihre Sandalensohlen klatschten auf den Steinboden.

– Du hättest Laberdidi sehen sollen, sagte ich.

Der Hausmeister hatte die Werkbänke auf seine Rollhunde gehievt, vom Fahrstuhl bis hinaus auf den Parkplatz schoben wir sie gemeinsam. Ich wusste, Diederichs konnte nur mit einem Arm heben, hatte sich in diesem aber zwei unfassbar dicke Muskeln antrainiert. Sosehr er mir auch auf die Nerven fiel mit seinem Dauergerede über die großen

Schulplagen – Maulwürfe, Graffiti, Raucherhof –, ihn diese Last einarmig stemmen zu sehen flößte mir Respekt ein.

Alle anderen Utensilien hatte ich bereits zuvor aus der Werkstatt geräumt, an diesem Morgen waren nur die drei Werkbänke übrig. Auf dem Parkplatz verabschiedete ich mich, indem ich dem Hausmeister einen weiteren unnützen Schlüssel meines Lebens in die Hand drückte, einen Schlüssel, der seit Jahren nicht mehr in Gebrauch gewesen war. Wie die Dielentür hatte ich den Werkraum nie abgeschlossen.

– Mach dir einen Tee, und ich hole Verstärkung. Das hatte ich sowieso vor, sagte ich.

Ohne mir zuzustimmen, ging Clarissa durch die Diele zurück ins Haus.

Am Morgen, als ich die Dorfstraße in Richtung Bahnhof gegangen war, um den Transporter vom Tischlermeister zu leihen, also abzuholen, hatte noch leichter Dunst über den Wiesen gelegen. Jetzt spürte ich, dass es heiß werden würde. Vom Anblick der üppig grünen Vorgärten wurde mir unwohl; es bekam mir auch nicht, dass ich mich vom Frühstückken hatte abhalten lassen.

In den Häusern am Straßenrand wohnten Menschen, die ich weitaus länger kannte als Ingo Singer. Doch zu ihm ging ich. Er wohnte auf der anderen Seite des Dorfes, hatte im Oktober den verfallenen Milchhof gekauft, den er nun Ziegel für Ziegel wieder zusammensetzte. Haupthaus, Nebenhause, Stallungen und Scheune – ein Projekt, das viele Jahre in Anspruch nehmen würde. Singer war Sänger, ausgerechnet, und er hatte sich dem Dorf vorgestellt, indem er an einem der Weihnachtstage in seiner Ruine die *Winterreise* sang. Viele waren aus Neugier hingegangen, aber die einen fanden die Aktion zu zugig, die anderen eitel. Ein befremde-

ter Nachbar hatte Singer am nächsten Morgen ein Kirchengesangbuch vor die Tür gelegt, natürlich anonym.

Der schwere Stand des Neuankömmlings. Auch meine Frau und ich hatten dieses Bad im Misstrauen der anderen nehmen müssen, ein Fixierbad. Geradezu sträflich lange hatte ich keinen Kontakt zu Singer aufgenommen, nun aber, vier Tage zuvor, auf dem Bahnsteig zu ihm gesagt, ich könnte seine Hilfe brauchen, irgendwann, an einem dieser Julitage, vielleicht sehr bald schon, denn ich wartete auf eine Anweisung, eventuell käme sie schon morgen, wenn die Ferien anfangen, und Singer hatte geantwortet, auf jeden Fall, und nein, in die Diele stelle er die Werkbänke nicht mit mir, wenschon, denn schon, auf den Dachboden würde er sie tragen, wenn sie da hinaufsollten, und notfalls allein.

Herausgehört hatte ich neben der Bedürftigkeit nach gemeinsamer Arbeit auch die Hoffnung, dass ich mich umgekehrt einmal von ihm für Dienste verpflichten ließe, denn von denen gab es genügend, sehr viele, im Grunde unzählige. Ich stand jetzt vor seinem zweigeschossigen Haus und rief nach ihm. Klingel gab es keine. Wohl war das Dach inzwischen gedeckt, aber überall hatte Singer begonnen, Putz von den Wänden zu klopfen, dann jedoch aufgegeben, als hätte er nur Proben vom Mauerwerk nehmen wollen. Vieles hatte er angefangen, wenig zu Ende geführt, er wandte sich den Türen, dann den Fenstern, dann doch lieber den Stromleitungen zu und schließlich dem Wasseranschluss, bevor er wieder von vorn begann. Singer hatte sich in ein Hamsterrad der körperlichen Arbeit begeben, und nichts sprach dafür, dass er wieder heraussteigen würde.

Die aktuelle Baustelle lag im Saal; dort war er offenbar dabei, einen Schornstein abzureißen und neu zu mauern, im

Ruß auf den Dielen machte ich frische Fußabdrücke aus. Ich ging ihnen nicht nach, rief noch einmal seinen Namen, rief Singer, er rief meinen zurück, Mauss. Es kam von draußen. Ich trat durch die billige Holztür in den Garten und fand ihn in einem Liegestuhl, ein Buch in der Hand.

Aha, man entspannt, dachte ich.

– Grüß dich, sagte Singer. Wird endlich Sommer, oder.

Es war widersinnig schwer, die Werkbänke auf meinen Dachboden hinaufzutragen, zumal die Absätze auf der dreiteiligen Treppe kaum zwei Treppenstufen breit waren: Man konnte die Last nicht abstellen, musste sie auf der Kante halten, dabei ständig den Kopf einziehen, und wenn Singer nicht die untere Position und somit den schwereren Part übernommen hätte, der Transport wäre sicher missglückt. Wie der Hausmeister war er wesentlich stärker als ich, allerdings auch über zehn Jahre jünger.

Als wir die dritte Werkbank anhoben, begannen meine Muskeln, die bis dahin nur geschmerzt hatten, regelrecht zu flattern. Ich spürte plötzlich, wie enttäuscht ich war über den Verlust der Schulwerkstatt und dass mir damit nicht bloß ein Raum, sondern ein Rückzugsort genommen worden war. Zuerst entziehen sie dir das Vertrauen und dann die Kräfte. Auf dem zweiten Treppenabsatz wurde mir schwarz vor Augen, ein Schatten huschte am Geländer vorbei. Clarissa tauchte so unerwartet auf wie vorher in der Küche, sie wollte mir oben helfen, das Gewicht emporzuziehen. Zu schwach, es ihr zu verbieten, konnte ich neben ihr doch letzte Energien mobilisieren:

– Hältst du durch?

Ihr Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung. Kaum hoben wir die Werkbank, aber wir zogen sie doch dieses letzte

Stück über die Kanten der Treppenstufen. Singer atmete laut. Ich hatte auch ihn an seine Grenzen geführt.

– Drecksdinger, sagte ich und: Den Rest machen wir nachher.

Clarissa krabbelte über die Bank zurück. Ich brauchte eine Weile, bis ich ihr folgen konnte.

– Dann bist du eine Schülerin von ihm, hörte ich Singer sagen, als ich in die Küche trat.

– Sie hat grad ihr Abi gemacht. Aber es ist schlechter als nötig.

Clarissa boxte mir kraftlos gegen den Oberarm. Ich hatte sie unter ihrem schwarzen Haarschopf nie so gebräunt gesehen.

– Was wirst du dort oben machen, Mauss.

– Dies und das. Meine Fahrräder vor allem.

– Er baut auch Instrumente, sagte Clarissa hämisch.

– Wenn du den Hof mal sehen willst, du kannst mich gern besuchen kommen, sagte Singer zu Clarissa.

– Vielleicht später. Ich will erst rüber ins Backhaus.

– Jetzt am Mittag nur mit Kopfhörern, rief ich ihr hinterher.

Clarissa ging durch die Mückennetztür auf die Veranda, die Holztreppe hinab, sie verschwand im Garten. Sie muss zeitig losgefahren sein, dachte ich, denn es waren mehr als zwanzig Kilometer aus der Stadt bis zu mir heraus: durch den Wald, über die Teufelsbrücke, dann immer am nördlichen Ufer des Kanals entlang. Nicht täglich, aber immer noch häufig legte ich diesen Weg selbst mit dem Rad zurück.

Singer stand am Tisch, die Arme verschränkt, Spuren von Ruß und Sägespäne auf seinen Shorts.

– Ist sie eine von denen, die im Winter hier bei dir waren, fragte er.

Ich nickte.

– Aber du siehst ja, die Musik ist wichtiger als der alte Mann.

– Na, hör mal. Ich meine, dass sie immer noch zu dir hier rauskommen. Gibt's ein schöneres Kompliment für einen Lehrer?

– Verrückst du die Werkbänke oben noch kurz mit mir.

Singer bejahte, wir gingen hinauf.

– Clarissa könnte bei mir jobben. Also, keine Ahnung, nur wenn sie nichts zu tun hat.

– Ich denke, sie hat nicht mehr zu tun, als der Sommer ihr vorgibt.

Es war weniger mühsam, die Möbel auf der geraden Ebene zu tragen. Am Ende postierten wir sie dort, wo sie das meiste Licht aus den beiden Dachgauben einfingen, obgleich ich in der Schulzeit eher abends hier herumpütschern würde, bei elektrischem Licht.

Nach einem festen Händedruck verschwand Singer durch die Diele. Mein leerer Magen zog mich zurück in die Küche. Kaum hatte ich das Marmeladenglas geöffnet, schwirrten drei Fliegen drum herum. Ich schraubte es wieder zu, beobachtete ihre Reaktion. Sie flogen jetzt auch mich an, bevorzugt den Latz meiner blauen Arbeitshose, die ich manchmal im Unterricht getragen hatte, wenn ich direkt aus der Werkstatt kam. Ich blieb noch lange am Tisch sitzen, trank kalten Tee.

Die Sommer ähnelten sich hier draußen, noch immer hatte es ein paar Tage gebraucht, bis ich mich an den Ferienstatus gewöhnte. Vielleicht sah ich deshalb neben mir noch den Stapel Schulhefte liegen, den ich zuletzt abgetra-

gen hatte. Wie sich unter dem kleinen Porzellankännchen ein Milchring gebildet haben konnte, verstand ich auch nicht.

Ein Flügel des Fensters, vor dem ich saß, war von rankendem Knöterich bedeckt, durch die andere Hälfte strömte Mittagslicht, floss mir über die Schulter, durch den Honig, hinab auf die Schachbrettfliesen. Ich hatte frei. Selbst wenn ich an diesem Tisch Tests zu korrigieren hatte, war die Küche der schönste Raum des Hauses. Diese Weitläufigkeit, die große, helle, ruhige Mitte des Raumes zog die Menschen an, fast jeder Besucher ließ sich, wenn er ankam, intuitiv hier nieder.

Jetzt im Sommer zog die Stille auch von draußen ein, mit Ferienbeginn waren die Leute fast alle ausgeflogen. Der Juli, das Dorf und ich – wir winkten ihnen hinterher und blieben zurück. Wie passend das war. Schuljahre waren Kreise, die der Juli schloss. Friedlich setzte er den Bleistift ab und gab: Ruhe.

Ich unternahm meine Reisen zumeist an Ostern und im Herbst, in den Sommerferien aber genügten mir die Kornfelder, die Spaziergänge zum Kanal, ich würde den Hund schwimmen lassen, die Hündin Claire, die ich an einem der nächsten Tage von den Beckers in Pflege nähme. Beckers wohnten schräg gegenüber, er war Fliesenleger, keine fünf- undvierzig, seit mehr als zwei Jahren berufsunfähig wegen Staphylokokken im Knie, wollte sich aber den Jahresurlaub nicht nehmen lassen. Auch drängte ihn wohl seine Frau zu den gemeinsamen Reisen. Claire jedenfalls liebte meinen Garten, und vielleicht könnte sie mir sogar gegen die Maulwurfsgrillen helfen, die mir in diesem Jahr schon einige Salatköpfe zerfressen hatten.

Kein Ton kam aus dem Backhaus, Clarissa hatte Folge ge-

leistet und die Kopfhörer aufgesetzt. Ich spürte schon jetzt den Muskelkater kommen, antizipierte ihn, schloss die Augen. Um die Mittagszeit verstummte auch der letzte Rasenmäher. Nur die Fliegen setzten unentwegt zur Landung an, hoben wieder ab.

Schlafen wollte ich nicht, es wäre mir sowieso nicht gelungen. Ich zog das Buch aus meiner Ledertasche, das ich am Morgen noch der Schulbibliothek entnommen hatte. Vor zwei Jahren hatte ein früherer Klassenkamerad es mir geschickt und sogar gewidmet, er musste mich entweder für einen Multiplikator oder für einen Deutschlehrer halten, beides irrtümlich.

Immer wieder rangierte ich alte Bücher in die Schulbibliothek aus, verschob sie, und dieses schien mir dafür prädestiniert zu sein. Seltsamerweise hatte ich das Buch vor sechs Wochen bei einem meiner Abiturienten auf dem Tisch entdeckt, und dieser hatte nach dem Unterricht davon zu erzählen begonnen. Eine Promotionschrift: *Die Unmöglichkeit, Wir zu sagen, ohne zu trauern*, im Untertitel *Konstruierte kollektiven Erzählens*. Auf dem Vorsatzpapier prangte mittlerweile der Stempel des Fachbereichs Deutsch.

Es handelte sich um eine Untersuchung schöngestiger Literatur, und zwar solcher, die ganz oder in Teilstücken in der ersten Person Plural verfasst war. Der Autor suchte Spuren – beim Chor im antiken Drama, in der Ideenlehre, vom präherderschen *Menschen* ging die Rede, von objektivierenden Gesetzessprachen. Ja gut, dachte ich, jedes *Man* war gleichsam ein *Wir*, und wenn man die Welt so allgemein betrachtete, schäumte sie natürlich zu allen Zeiten über vom Operator *Wir*; dem *Wir*-Faktor, der Staaten, Nationen, Systeme, Diskursgruppen, Familien, Fanmeilen oder Paare vertrat.

Immer noch flackerte in meiner Abneigung gegen die Wissenschaftssprache das schlechte Gewissen auf. Während meines Studiums vor fünfunddreißig Jahren hatte ich selbst in solchen akademischen Sätzen gedacht, geschrieben, gelebt. So verging die Zeit und hinterließ doch ihre Rückstände.

Mir schwirrten Kollektivgesellschaften im Kopf herum, lenkten mich heraus aus der Sprache, aus dem Buch. Wie oft man sich zusammentat im Leben und auseinanderging – eine Begegnung auf der Straße, im Konzertsaal, am Strand, diese Flüchtigkeit. Ich dachte an unsere Hausgemeinschaft, an die Hausbesetzeruntergruppen, an die diversen Bands und Orchester, in denen ich zu Studienzeiten gespielt hatte. Keine Freundschaft, kein Mitmusiker, keine einzige Telefonnummer war geblieben, nur Namen: Claas, der lange Gräfe, Knalli, Alistair.

Ich hatte das Buch zugeklappt, aus den Händen gelegt, auf die Küchenbank. Aber nun starrte ich in die Gemeinschaft der Espressobohnen, wie sie da in der kleinen elektrischen Mühle lagen und Kaffeepulver werden sollten. Ich schob sie mit dem Zeigefinger hin und her. Ihr Bohnen. Wir Gruppen. Wir Knallis. Wir Gepaarten, Befruchteten, Bestäubten. Ein Leben lang kämpfend, weil uns zwei andere ausgedacht hatten.

Während ich den Kaffee mahlte, Wasser in den Sockel der Edelstahlkanne füllte, das Pulver in den Filtereinsatz häufte, die Kanne auf den Fuß schraubte, während all dieser Handgriffe, die darauf hinführten, dass das Wasser erhitzt wurde und zu kochen begann, stieg auch in mir Hitze auf.

Clarissa stand wieder in der Küche, ich hatte sie nicht hereinkommen hören. Ihr zu sagen, sie solle sich nicht so anschleichen, hatte ich mir abgewöhnt, so wie ich im Grunde

alle Vorschriften, die nicht fruchteten, gegenüber meinen Schülern fallengelassen hatte.

Sie fläzte sich in einen der beiden Korbstühle, schlug die Beine übereinander, ihre staubige Sandale tanzte vor mir in der Luft.

– Nimmst du eigentlich wieder den Hund, fragte sie.

– Ja, morgen wahrscheinlich. Du hast geweint.

Sie sah mich kurz an.

– Da war wieder so eine krasse Platte.

– Kaffee?

– Weiß nicht.

– Dann erzähl mal, wie's war in Frankreich.

– Großartig. Ich hab doch alles geschrieben.

– Viel Unsinn hast du geschrieben.

Sie lächelte über das Wort. Clarissa hatte nicht etwa eine Postkarte geschickt, sondern auf einer Internetseite eine Art Tourtagebuch geführt, jeden Tag ihrer Reise für die Allgemeinheit dokumentiert. Sie ahnte, dass ich alles gelesen hatte, verkniff sich wohl Fragen, die mir Kritik an ihrem Blog gestattet hätten.

– Und du hast den Werkstattschlüssel abgegeben, ja?

– Heute Morgen.

– Dass du hier so locker sitzen kannst. Ist doch Schikane, das alles, und du lässt dir das auch noch gefallen. Das versteh ich nicht, Manuel.

– Komm, lass mal sein.

Weiter kam ich nicht, denn ich hätte ihr widersprechen müssen und hatte keine Lust dazu. Eigentlich waren Clarissas Eltern jetzt dran, sich mit ihr zu beschäftigen. Ich wusste nicht einmal, ob dem Mädchen damit geholfen war, dass ich sie noch in dieses Haus einließ. Ich stand auf, um nach Keksen zu suchen. In den Tiefen des Bodenschrankes fand sich

ein eingeschweißter Fertigmuchen, an dessen Kauf ich mich nicht erinnerte. Manchmal ließ Frau Wittkowski etwas zurück, meine Haushälterin, die ich mir nur noch einmal in der Woche leistete. Ich mochte solchen Kuchen nicht. Als die Kanne zu stottern und zu meckern begann, nahm ich sie vom Feuer und goss uns Kaffee ein.

– Trink. Tut gut.

Lächeln konnte sie wieder. Ich staunte, wie viel Gewicht Clarissa innerhalb des letzten Jahres verloren hatte. Ihr dickes, dunkles Haar, das sie nicht kämmte, nur mit der Hand zum Seitenscheitel formte, hatte mehr Gesicht verdient, dachte ich, weniger Wangenknochen.

Ich fragte, ob sie mit dem Rad zurückfahren wolle. Sie könne es ja auch mit in den Zug nehmen. Als keine Antwort kam, bot ich an, sie zum Bahnhof zu bringen. Da sprang sie auf und stapfte auf die Toilette, um sich die verlaufene Wimperntusche aus dem Gesicht zu wischen.

Es war nichts Neues, dass Clarissa kam und ging und jedes Gespräch verweigerte. Ich hatte ihr einmal aufgezeigt, dass sie ihrem Gegenüber dadurch immer eine Antwort schuldig blieb. Aber was hatte ich da gesagt! *Schuldig* – sie war ausgeflippt. Wenn sie jemandem aus dem Weg gehe, sei das allein ihre Sache, sie wolle überhaupt nicht auf andere wirken, wie also könne sie schuldig sein.

So ging das manchmal. Erst unterbrach sie ein Gespräch und lief davon, dann verhinderte sie, dass man wieder anknüpfte. Es wirkte wie ein pubertärer Reflex, den andere Schüler längst abgelegt hatten.

Wir gingen mittlerweile auf der Dorfstraße in Richtung Bahnhof, sie hatte trotz der Wärme ihre pinkfarbene Strickjacke übergezogen, ein schreckliches Ding. Der Boden ihres Rucksacks war übersät von dunklen Tintenflecken, und ich

dachte daran, dass Clarissas Nicht-auf-andere-wirken-Wollen noch einen zweiten Aspekt hatte, der auch ihre Freundinnen und Freunde betraf. Sie waren alle keine Poser, sie fanden sich nicht allzu toll, spiegelten sich nicht im See und nicht in der Bahnfensterscheibe. Selbstdistanz als Tugend – damit hatten sie mich beeindruckt und für sich eingenommen. Ich fand immer schon, dass jeder Witz ebenso vom Timing wie von der Zurücknahme des Erzählenden lebte. Insofern, das blieb bestehen, hatte ich eine Menge Spaß mit ihnen gehabt.

Nur wie befremdlich war es gewesen, dass manche Schüler nicht damit aufhören konnten, witzig zu sein. Als dieses schöne Jahr schrecklich wurde, wie beschämend wurde da ihre Ironie. Vor den Momenten, in denen die bekannten Gesichter ihr wie verzerrte Masken erschienen, war Clarissa geflohen. Sie hatte Fehler gemacht, mehr noch, sie scheute sich nicht, diese Fehler zu suchen, und dabei hatte ihr die gute Laune der Freunde im Weg gestanden. So viel wusste ich. Womöglich war sie deshalb früher von der gemeinsamen Reise zurückgekehrt.

Sie in Gedanken, ich in Gedanken, zwischen uns ihr klappriges Fahrrad. Die Lichtkabel waren mit Hautplaster am Rahmen befestigt. Wir überschritten die einzige Kreuzung, der man die hundertzwanzig Jahre alten Katzenkopfstene gelassen hatte. Aus der Beethovenstraße kam uns die Tochter der alten Frau Nanning entgegen, sie trug zwei Sechserpacks großer Wasserflaschen, die unter der Plastikfolie quietschten. Unser Garagenkrämer hatte zweimal in der Woche geöffnet, er verkaufte nur Einzelflaschen, aber alles, was man ihm zur Bestellung aufgab, besorgte er aus dem Supermarkt. Wir grüßten einander, Frau Nanning hatte früher mit Marianne im Dorfchor gesungen. Zu fast

jedem hier führte ein Lebensfaden, manche davon waren sehr dünn, derjenige zu den Nennings war im Grunde so dünn, dass man ihn als abgerissen bezeichnen konnte.

– Ich weiß nicht mal mehr ihren Vornamen, sagte ich zu Clarissa. Aber aus dem Flaschenquietschen müsste man mal was basteln.

Sie sah mich an.

– Findest du nicht? Wär doch was als Grundrhythmus.

Sie band sich ihre Strickjacke mit dem Stoffgürtel zu, ging zum Automaten und zog sich eine Fahrkarte. Ich erinnerte mich daran, dass Clarissa einmal von Geldsorgen gesprochen hatte. Ich sagte, dass ich bei Ingo Singer nachfragen könne, ob er Arbeit für sie habe.

– Meinst du, ich komm jetzt jeden Tag hier raus?

– Das könntest du.

– Warum hast du das vorhin gesagt, Manuel.

– Was.

– Dass mein Abi schlechter ist als nötig.

– Ist es das nicht?

– Wenn du so was sagst, denk ich immer, du hast überhaupt nichts kapiert.

Ich wollte sie zum Abschied in den Arm nehmen, ließ es aber lieber bleiben, fragte stattdessen noch einmal:

– Hältst du durch?

Clarissa zog die Schultern hoch, sie sprach nicht mit mir, wir verabredeten kein Treffen, bis der Zug eingefahren war. Als er wieder anrollte, antwortete sie doch, nickte durch die Scheibe. Sie würde durchhalten.

Das Dorf hatte eigentlich keinen Bahnhof verdient, es lag nur zufällig an einer Trasse zwischen zwei Oberzentren. Ich ging hinüber auf den sandigen Bahndamm jenseits der

beiden Gleise, wo Schafgarbe und Wicken wuchsen. Ein Messer fehlte, ich riss an den dicken Stängeln, holte eine Nachtkerze mitsamt Wurzeln aus dem Boden. Blauviolett leuchteten die Glockenblumen, dazu ein wenig Unkraut, als Grün. Ich nahm mir Zeit, den Strauß zu ordnen. Dann ging ich, die Blüten gen Boden gerichtet, zurück ins Dorf, bog in die Beethovenstraße ein, eine Sackgasse, an deren Ende das Sportgelände lag. Der Fußweg zwischen den beiden Fußballplätzen, so kam man zum Abzweiger des Kanals, einem Bewässerungsgraben, aus dem die Kinder von montags bis donnerstags ihre Bälle fischten, wenn ihnen die Torschüsse missglückt waren, aber nicht heute. Das dünne Straußgras fühlte sich hier seidig an, seine rote Blüte wurde noch ausgemalt von der Abendsonne, und ich drang bis zur Südseite des Friedhofs vor, wo das Wasser aus einem Rohr fiel und über zwei Stufen abwärts, nicht rauschend, aber auch nicht nur plätschernd, sich an die Friedhofsmauer schmiegte, um die Ecke und hinabfloss bis ins Auffangbecken, an dem die Gießkannen befüllt wurden.

Der Eingang zum Friedhof lag unten am Waldrand, ich aber stieg über die niedrige Feldsteinmauer, immer betrat ich den Gottesacker an dieser Stelle, von hinten, von Süden, es war der kürzeste Weg zu Mariannes Grab.

– Blumen der Saison, sagte ich und legte die Bahndammgewächse vor den Stein.

Mach dir doch nichts vor, Manuel. Juliruhe! In unserer schönen Küche wird sich in diesen Ferien keine Juliruhe einstellen, und dieser Jahrgang von Schülern beschreibt auch keinen Kreis, der sich schließt wie jeder andere.

Ich wäre gern erst einmal angekommen, Marianne.

Sie schwieg, entschuldigte sich nicht. Ob sich bei mir jemals ein Mensch entschuldigen würde?